

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkunde des Herzogtums Oldenburg

Schwecke, W.

Bremen, 1913

III. Die oldenburgische Dialektdichtung.

urn:nbn:de:gbv:45:1-3814

Angehörige anderer Stämme in sich aufnimmt und wo die gedruckten Rätselsammlungen überall eifrige Leser finden, die auch aus ihnen schöpfen, ist dies natürlich noch mehr der Fall. Das wird der Freund unseres Volkes freilich nicht bedauern.

Literatur.

1. Bröring, Das Saterland. Oldenburg 1897.
2. Eckart, R., Allgemeine Sammlung niederdeutscher Rätsel. Leipzig 1894.
3. Ehlers, Schleswig-Holsteinisch Rätselbook. Kiel 1865.
4. Gillhoff, Das mecklenburgische Volksrätsel. Parchim 1892.
5. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Norden 1876 ff.
6. Mällenhoff, Sagen, Märchen, Lieder etc. Kiel 1845.
7. Simrock, Das deutsche Rätselbuch. Basel.
8. Straderjan, Aus dem Kinderleben. Oldenburg 1851.
9. Weingärtner, Das Kind und seine Poesie. Münster 1880.
10. Wossidlo, Volkstümliches aus Mecklenburg. Rostock 1885.

III. Die oldenburgische Dialektdichtung.

Begriff. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts ging die gräfliche Kanzlei vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen über. In den ersten Jahrzehnten des folgenden Jahrhunderts bequeme sich auch der Handwerker, der seine Rechnungen schrieb, der neuen Sprache an. Das Niederdeutsche war zur Verkehrssprache herabgesunken, und wo man sich seiner in der Dichtung fortan noch bedient, da kann man füglich von einer Dialektdichtung sprechen.

Die oldenburgische Dialektdichtung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Aus dem Ende des 17. und dem Anfang des 18. Jahrhunderts besitzen wir eine Reihe von plattdeutschen Einzeldichtungen, die in Sammelbänden der Großherzoglichen Bibliothek verstreut sind und einen Begriff von dem damaligen literarischen Leben geben. In jener Zeit war Hamburg der Mittelpunkt des geistigen Lebens in Norddeutschland, und dem Urteil der berühmtesten Hamburger jener Tage (Richey, Brodes, Weichmann etc.) beugten sich die Literaten Niedersachsens. Einen trefflichen Überblick über die Dichtung jener Zeit gibt C. F. Weichmanns „Poesie der Niedersachsen, oder allerhand mehrentsils noch nie gedruckte Gedichte von den berühmtesten Niedersachsen und sonderlich einigen ansehnlichen Mitgliedern der vormals hieselbst in Hamburg blühenden Deutsch übenden Gesellschaft, mit deren Genehmigung zusammengetragen usw.“ Das Werk erschien von 1721 ab in Hamburg in mehreren Bänden. In der Vorrede heißt es vom Plattdeutschen: „Auch erfordert die billige Hochachtung und Dankbarkeit gegen unsere niederländische Sprache, da wir insgesamt Niedersachsen sind, daß auch sie nicht ausgeschlossen werde“. Plattdeutsche Gedichte von Brodes, Grupe etc. zeugen in diesem Werke von der Wertschätzung des Niederdeutschen. Weichmanns Poesie der Niedersachsen gibt ein getreues Spiegelbild der Dichtung jener Tage im deutschen Nordwesten. Das Gelegenheitsgedicht im eigentlichen Sinne herrscht



vor: langatmige und schwulstige Hochzeits- und Trauergedichte. Volkstümliches Empfinden und echter Humor haben sich in den Dialekt geflüchtet.

Dasselbe Bild zeigt die oldenburgische Dichtung jener Tage. Mit Vorliebe stellt sich die plattdeutsche Muse auf Hochzeiten ein. Aus dem Jahre 1728 haben wir „Een Klag-Gedichte toom Ra-Verichte, daraver dat Junffern hüte tho Dage wedder int Kloster gaet, wull un mußde den 14. September 1728 als am Ehren- und Hoch-Tydtis-Dage von den Wol-Ehrwürdigen un Hoch-Gelahrden Herren Herrn Gerhardt Langreuter, treu slytigen Seelen-Sorger int Kloster Blanckenborg mit de Hoch-Edle un doegtvulle Junffer Junffer Susanne Marie Wardenborgs uht starker Schuldigkeit un naher Fruns-Kup, upsetten un eenfoldig, averst in gode Menung, mit Wunsch alles goden upt Tapeet bringen, een dem Herrn Brödigam Ganz Bekandter Koncipiant.“ In diesem humorvollen Hochzeitsgruße heißt es:

Wo ändert sich de Tyt un Minken mit de Jaren,
Kiel id dat Older-Doom by unsen Welt-Loop an:
Wat kunn id olde Bloot all veel Hiftbrakens paaren,
Wenn my Papier un Blac nich kôm veel Geld toe staen.
Man'k schwieg van allen still: bloet dat dat Kloster Leven
Nu wedder Mode wardt, wo willst dee Tyden hen?

Dann heißt es:

Ja, is et nich by uns thom Kinder-Sprichwort wurren,
Wenn man in Eenjamkeit de Junffern sitten sütt:
Daar is een Kloster-Loek, dar gaht de olen Schnurren!

Weiterhin wird nachgewiesen, daß der Mann ohne Frau nicht leben könne:

Gewis een Mannes-Minck is nides ane Froue;
Wo kriegt he Hembd un Dooch un wat in sinen Lhw?
De Frouns klop't Küßen up un bringt dee Manns tho Roue.
Wo hoog huld Lutter nich syn Rättschen as syn Whyw!

Endlich wünscht er, der Himmel möge ihm soviel

Seegen noch bescheeren,
So veel as Twiege sünd un Bläder up den Boom,
As Steern am Himmel staht und Drapen in den Meren.

Zu der Vermählung des Deichgrafen Hunrichs mit „der jüngsten Jungfer Schmidt“, die am 22. Juli 1733 zu Hude gefeiert wurde, dichtete Pieter Speelmann (Peter Spielmann) „eenen drögen Schnack van allerley Speelen“, der an derben Anspielungen mancherlei wagt. In einem weiteren Gedichte vom Jahre 1734 besingt Thyrsis, „dee oock woll wart bald so wat rahken“, die Hochzeit des Herrn Bödeker und der „schönen Abdicks Fruw“ in Brake an der Weser. Der Dichter beginnt:

Glück tho, Herr Brögam und Fruw Brut, wo geitet juw den Beyde?
Dat jy noch kask, dat ys mi lees, un eene grote Freude,
Dat id by juw van Dage kan thor Häge gahn un sehen an
Dee Freude, de juw wedderfahrt.

Weit interessanter noch ist der Glückwunsch, den die Freunde des nachmaligen oldenburgischen Konrektors und Pastors Ibbeken (1713—1780) ihrem

Landsmann darbrachten, als er Magister wurde. Es war am 4. März 1734, als der „Woledle, Grootachtbare un Wolgeleerde Herr, Herr Jurgen Carsten Ibbeken, uth Oldenburg, der Gottesgeleerdheit Erfefner, den verdeennten Magister-Hoot up der wietberöhmnden Univerfität tho Leipsick mit veelen Rohm erfulde“. Seine Landsleute, die auch in der Ferne niedersächfische Art und Sprache in Ehren hielten, übertrugen auch ihre Namen in das Plattdeutsche, und so liest man darunter: Willem Bruning, Oltmn Gerdt Wienken, Jurgen Arndt Mehne, Hanns Tönnies Stolle, Tönnies Fabricius, Hanns Fabricius. Sogar der Name des Druckers hat sich die Übertragung in das Plattdeutsche gefallen lassen müssen, und so liest man: Beernd Stoffer Breetkopp. Der angehende Geistliche wird folgendermaßen angeredet:

Wenn is döhr Zu dat Für ut allen Straaten sprunzen?
 Wenn hebbt Zi Hoch! geschreet, dat us de Dhren klungen?
 Wenn is de bysire Schar der Häischer provoceert?
 Wenn sünn Zi doch eenmal vör dat Concilium wesen?
 Den Namen kann man twar in Rectors Booke lesen,
 Dat Zi Studente syh. Doch, is dat nich bedröft!
 Wenn eener Burffe is, un't Lewen doch nich leest!
 Och, schämt Zu doch in't Hart! Wenn hebbt Zi so gedrunken,
 Dat Zi mit annern noch thor Erde syh gesunken?
 Wenn sünn Zi up dat Dorp na'n Krooge hengejagt?
 Wenn heft Zu Degen sik an eenen mal gewagt?
 Wo is woll de, mit den Zi Bröderschap gelapen?
 Gewis, de Burffen Rohm heft nicks van Zu tho hapen.

Haben wir es bisher nur mit Gelegenheitsdichtern zu tun gehabt, deren Name nicht in weitere Kreise gedrungen ist, so wenden wir uns jetzt einem Manne zu, der sich bei seinen Zeitgenossen des größten Ansehns erfreute und von Brockes der „beste Land- und Feldpoet seiner Zeit“ genannt wurde. Es ist Hinrich Janßen, der Butjadinger Bauernpoet, den man auch nur versteht, wenn man sich vor Augen hält, daß er die bekanntesten Dichter seiner Zeit als Vorbild nahm. Am 16. März 1697 zu Hofswürden am Jadebusen als Sohn eines Landmannes geboren, besuchte er die lateinischen Schulen in Jever und Quedlinburg. Nach der großen Weihnachtsflut von 1717, die den Wohlstand seines Vaters vernichtete, mußte er seiner Neigung, sich gelehrten Studien zu widmen, entsagen und Bauer werden. Er starb nach einem Leben voll Mühe, Sorgen, Arbeit und fehlgeschlagener Hoffnungen in seinem Heimatdorfe am 19. Juli 1737. Wir können hier nur auf seine plattdeutschen Dichtungen hinweisen, deren einige von großer Kraft sind. Bei seinen Landsleuten fand er nicht den verdienten Beifall. Er erzählt, im Traume habe er ein Gespräch erlauscht, in dem über Treuhold (so nennt er sich) folgendermaßen abgeurteilt wurde:

Wat is Treuhold doch dat Rhmen
 Und dat Ledermaken nütt?
 Bring et doch nyn Sped tom Rhmen,
 Dat he all dat Blac vergütt.

Hee schull man den Ploogstehrt saten,
 As sien Vaar un Grotvaar dee,
 Un denn's Avens, mit den Laaten,
 Supen een Vaa Beer or twee.



Hee schull by siens glyken blieven:
Wy kahmt also wyht als hee.
Ick kan lesen, rekenen, schrieven:
Dat is noog, woll gar vār dree.

Der Dichter selbst muß gestehen:

Geld un Gold sünd de Saaken,
De ut Narren Wyse maaken.
Ja! dee allerklößte Mann
Is un blyst, ahn allen Twifel,
Ahne Geld een armen Düvel,
Dee to nicks nig kamen kann.

Diese Proben zeugen gewiß von dem starken Talent Janßens. Welche Kraft er auch in Gelegenheitsdichtungen entfaltet, das zeigt die Anrede an den Tod, die einem Hochzeitsgedicht entnommen ist. Er fertigt „den bösen Meyer“ mit den Worten ab:

Gen klook un christlic Minschenkind,
Dat ästemeert dy as den Wind,
De avern Bohm hensahret.
Wyl där des Wyfes Saat gewiß
Dyh Stadel stump un elend is
Un korte Tyden wahret.

Neben Hinrich Janßen ist Magdalene Eccard zu nennen, die „Pastorenfru to'r Osternborg“, die zu den „gelehrten Frauenzimmern“ ihrer Zeit gehörte. Zwei Jahrzehnte stand sie ihrem Manne, der Pastor zu Osternburg war, zur Seite. Nach seinem Tode (1720) verzog sie. Ihr Sterbeort ist ebenso wenig bekannt, wie ihr Geburtsort. Als ihr Geburtsjahr darf man etwa 1680 annehmen; der Geburtstag ist der 14. Februar. Nach einer Kopenhagener Aufzeichnung starb sie 1756. Ihre kräftige dichterische Begabung kommt namentlich in ihren Dialektdichtungen zum Ausdruck, die aber wenig bekannt sind, da die Einzeldrucke ihrer Dichtungen sich zerstreut in den Bibliotheken von Kopenhagen, Kiel und Oldenburg befinden. Als nach der großen Weihnachtsflut des Jahres 1717 eine dänische Kommission in Oldenburg weilte, um wegen der zerstörten Deiche die nötigen Maßregeln zu treffen und im übrigen „nach dem Rechten“ zu sehen, da dichtete Magdalene Eccard ihre „Affscheedsgedanken awer de hooge Kommission, den 9. November 1718“. In kräftigen Worten feiert sie das Einschreiten der Kommission gegen ungetreue Beamte zc. und bringt zuletzt noch eine Bitte an:

Ick haap, Ji weerd mit goder Tru
Noch oft an de Pastoren-Fru
To'r Osternborg ins denken.
Drum hooft ook by den König an,
Dat he my mag nebst miener Mann
De Kopp- un Kriegskür schenten.

In der langen Wittwenzeit der Dichterin und nach den trüben Erfahrungen, die sie mit ihren acht Kindern im Kampfe ums Dasein machen mußte, kam

ihr der alte Humor abhanden. Das merkt man an dem Gedichte: „Up et rare Krut, genöhm't de Mannestrüw“, das immerhin noch eine starke Talentprobe ist. Die erste Strophe lautet:

Gy lewen Fruwens all tho hoop!
Zuw beste Krut is up den Loop,
Und in der Welt verschwunden!
De Mannestrüw de is utgegahn.
Man suht keen Stoc noch Stehl mehr stahn,
Et wahrt of nargens funnen.

Überblickt man die oldenburgische Dialektichtung dieser Zeit, so erkennt man, daß ihre Sprache nur wenig vom Hochdeutschen angenommen hat, und daß sie heimische Eigenart in oft erfreulicher Weise zum Ausdruck bringt.

Um die Wende des Jahrhunderts. Trotz der großen Fortschritte, die das Hochdeutsche gemacht hatte, bedienten sich um die Wende des Jahrhunderts auch die Gebildeten noch mit Vorliebe der alten Stammessprache. So mußte noch die Schulordnung des Gymnasiums zu Oldenburg bestimmen: „Die Schüler sollen sich bei ihren Gesprächen untereinander nicht zu häufig der plattdeutschen Sprache bedienen, damit sie sich nicht zu sehr an Provinzialismen gewöhnen und die Aussprache des Hochdeutschen verderben.“ Auf dem Lande traten noch Naturdichter auf, die vielen Beifall fanden. So erzählt Gerd Eilers (geb. 1788, Jan. 31 in Grabstede, Rat im preußischen Kultusministerium, gestorben 1863, Mai 4 zu Saarbrücken) von einem Onkel, der ein solcher Naturdichter war. Eins seiner Gedichte begann mit den Worten:

De leebe Gott van Himmelriek
Verdeelt sien Gaben wonderliet.
Den Eenen gift he Busch un Land,
Den Annern gift he'n Stav in de Hand.

Aber auch die gelehrten Dichter, die sich um den verdienten Gerhard Anton von Halem geschart hatten und im Geiste der Hainbundsänger dichteten, nahmen sich der Muttersprache an. Die Veranlassung dazu gab außer Joh. Heinr. Voss, dessen plattdeutsche Idyllen noch heute bekannt sind, der bekannte Philantrop Christian Heinrich Wolke (geboren zu Zeven als Sohn eines Landwirts und Viehhändlers am 21. August 1741, gestorben zu Berlin am 18. Jan. 1825), über dessen Tätigkeit als Sprachforscher und Sprachkünstler in weiteren Kreisen allerdings nichts mehr bekannt ist. Wolke war ein lebhafter Freund und Verehrer des Plattdeutschen, das er weit über das Hochdeutsche stellte; das geht aus folgenden Worten hervor: „Die Sassen sprache, wengleich seit zweihundert Jahren unterdrückt, vernachlässigt und gelähmt, ist der Rettung so würdig als empfänglich. — Sie verdient warme Freunde zu haben, da sie seit mehreren Jahrtausenden viele Wurzeln rein und unangeändert bewahret hat“. Er stellt dann ein ganzes Programm auf: „Sie wird, wenn ihre Freunde in dem neuen Jahrhundert sich ihrer mit tätigem Eifer annehmen, geregelt und schreibbar gemacht in einer gefälligen Gestalt wieder hervorgehen. Sie wird — — der deutschen angenehm und nützlich



werden, da sie die Schwierigkeiten bei dem ersten Kinderunterricht vermindern, die Richtigkeit im Sprechen und Schreiben befördern, durch ihre Weichheit und Sanftheit zur milderen Aussprache des harten Deutschen, durch ihre Einfachheit und Kernhaftigkeit zur Verkürzung des Weiterschweifigen und Schwülstigen, durch ihren großen Wörternvorrat zur Bereicherung, durch ihre reinen Wurzeln zur genauen Kenntnis der allgemeinen deutschen Sprache beitragen, die deutsche Rechtschreibung, die Kenntnis der Etymologie, die Erlernung fremder Sprachen erleichtern, auch eine genauere Bekanntschaft und engere Verbindung zwischen den Nord- und Süddeutschen bewirken wird". Wolke macht den Vorschlag, an Stelle der verschiedenen plattdeutschen Mundarten das „sprachrichtige Dutsch“, also die niederdeutsche Schriftsprache, wie wir sie noch bis nach Luther gehabt haben, zu setzen. Dann sollen die Kinder in der ersten Schulzeit „kleine Aufsätze aus der sassischen Muttersprache hören und lesen und gleich ins Deutsche sprachrichtig übersetzen“. Um nun eine Probe dieses „sprachrichtigen Dutsch“ zu geben, überträgt er eine größere Zahl von Schöpfungen der damals bekanntesten Dichter, die er um einige eigene Schöpfungen vermehrt. Da finden wir Dichtungen von Bürger, Claudius, Simon Dach, Gellert, Gleim, Goethe, Gramberg, Gryphius, von Halem, Kästner, Klopstock, Rosgarten, Vogau, Luther, Mahlmann, Pfeffel, Schiller, A. W. von Schlegel, Voß und vielen anderen. Er will durch diese Auswahl gleichzeitig den Nachweis führen, daß die „Gedanken der Dichter des Sassenlandes nichts verloren hätten oder verlieren würden, wenn es ihnen gefallen hätte oder es einigen künftig, wie ich hoffe, gefallen möchte, zum Vortrage derselben ihre Muttersprache zu wählen“. Eine Darlegung seiner Ideen und eine Sammlung seiner Übersetzungen enthält seine Schrift „Düdsge or Sassisge Singedichte“ 2c. Nachstehend geben wir eine Probe daraus:

Inz weer een Hüne Goliad,
 Een eisgen Bullerjahn!
 He hadde Treffen up den Hod
 In eenen Kluncker dran,
 Of eenen Rok van Sulvermor,
 Den Rest dem gliest, vom Foot tom Ohr.

Un sienen Snurbart seeg man man
 Mit Gräfen an der Snut,
 Im Ganzen seeg de Urian
 Nur as de Düwel ut.

Das ist eine Übertragung des bekannten Gedichtes von Claudius.

In dem „Kaiser und Abt“ von Bürger heißt es vom Abte:

„Em wur et bold gäl un bold grön vör den Dgen,
 He bleekde, he swinde, de Kräft' em entflogen.“

Die oldenburgischen Dichter Halem und Gerhard Anton Gramberg verfolgten die Bestrebungen ihres Landsmannes mit warmer Teilnahme und Zustimmung. Halem trug in der oldenburgischen „Literarischen Gesellschaft“ sein „Willkamen an Wolke“ vor, in dem er die alte Sassenprache mit einer lahmen Frau vergleicht. Er schließt:

Warst du se thom Gahn weer bringen,
 So will ic of sassisch singen.

Wolke nahm ihn beim Wort und antwortete in einem längeren Gedichte, in dem es zum Schluß heißt:

Kumm denn, Freund der Sassenprate,
Sing in ehr dien leewst Leed,
Tändle, Lehr uns un vermale,
As dien Genius di't heet.
Hochdütsch kann so good nich klingen,
As wenn du warst sassisch singen.

Halem, so lebhaft er Wolke zustimmte, löste sein Versprechen nicht ein. Dafür aber dichtete sein jüngerer Freund Gramberg (geb. zu Oldenburg 1772, Sept. 18, gestorben daselbst 1816, Mai 10), einige treffliche plattdeutsche Dichtungen.

In seiner „Sassischen Elegie“ malt er die bange Sehnsucht der harrenden Schifferbraut.

Hier, wo so holl de See ant Dewer sleiht,
Hier, wo de Lucht so lut un rusig weiht,
Up suchten Dak de Möwen trorig svenmt,
De Bulgen, bargeshoch, dat Hart beklemmt,
Dar stah ick lang alleen in Wind un Wår,
Un weenend stiert mien Dg in't wiede Meer.
Hier, Edo, stund ick oft mit di togliet;
Wi weeren twee, doch as tweedusend rief. 2c.

Zart und lieblich ist auch sein

Sassisches Wiegenlied.

Su! su! mien söte Kind!
Dien Badder gavn mi'n golden Ring;
En golden Ring hävv ick em daan,
So rund un blank as Sünne un Maan.

Su! su! nog kinden waakt?
En Engelin hädd de Ringelin maakt;
De neem uut Sünne- un Maanenschien
Dat Gold so weel un warm un sien 2c.

Bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Die Neigung, heimisches Empfinden in heimischer Sprache auszudrücken, zeigte sich auch in der Folgezeit, und zwar namentlich bei festlichen Gelegenheiten. Der Erbprinz Paul Friedrich August hatte sich mit der Prinzessin Adelheid von Anhalt-Bernburg vermählt und zog am 15. November 1817 in Oldenburg ein. Aus den Tagen der Einzugsfeierlichkeiten sind einige Gedichte vorhanden, die an dieser Stelle einen Platz verdienen. Beim Einzuge brachten die „Kinder in der Boomgarden Straaten“ ihren Glückwunsch in einem „sassischen Gedichte“ dar. Darin heißt es:

„By Kinder uth der Boomgarden Straaten
Hebben 't nich wullen underlaten,
In unser urosden sassischen Spraken
Use underdänigst Upwarding to maken.“

Wichtiger noch ist das Gedicht, mit dem einige Tage später, nämlich am 17. November, „dat Släger-Amt to Oldenburg by Vorstellung van eenen groten Offen“ seinen Glückwunsch darbrachte:



Elf eenes Land heb siene Gaven
Van usen leewen Goddes Hand;
Afsjänderkief steit veelen haben
Prinzeß! Dien nee Baderland.

Dit Land sidd warm in siener Wulle,
As hir by us en Spräkwoord seggt,
Bär allen het et Beeh in Fulle,
En Beeh, dat lacht den Kenner recht.

En'n Dissen willt wi vör Di fören,
Dat sülvst Du süst, wo grot se sünd,
Dog kann s'ick vaken et gebören,
Dat man se nog veel gröter sinnt.

En gröter Deert, als dit to finnen,
Wull us ditmal nich möglik syn;
Doch schull he Dienen Byfall winnen,
So is dat beste Smoorstück Dien. 2c.

Aus derselben Zeit stammt ein Gedicht des Jeverländers Peter von Bohlen (geb. 1796, März 13, zu Wüppels, Professor in Königsberg, gestorben in Halle 1840, Febr. 6). Es hat als Zeugnis von der jeverländischen Mundart seine Bedeutung:

Kif up, wo moh s'ick achtert Loog
De leeve Sünn verkrupen will,
Un noch ins mal to goode lest
So fründliet to uns nickopt.

Dar up'n Karthof steit se nu
Un lacht so bly de Minsken an:
Se högt s'ick, dat se Goodes dee,
Dat elf un een se leev hett. 2c.

In den 30er und 40er Jahren stand das literarisch-künstlerische Leben in Oldenburg in hoher Blüte. Freilich die führenden Geister jener Tage waren keine Oldenburger von Geburt; immerhin kam das rege Interesse für die Dichtung auch der alten Stammesprache zu gute. Da ist in erster Linie zu nennen „Hans Bolt“, ein Fastnachtsschwank von Cropp. Er wurde auf dem Karneval des literarisch-geselligen Vereins am 27. Februar 1843 gesprochen und erlebte im Druck mehrere Auflagen. Zu Anfang stellt Hans Bolt sich selbst vor:

Es sünd nu plus minus tweehundert Jahr her,
Dat ick hier Schoolmester in Oldenburg weer,
Min Nam is Hans Bolt, ick weer bekannt
As 'n goden Mester in't ganze Land;
So Urogrotöllern, viellicht hei ji't hört,
Gew ick't ABC un 'n Katechismus lehrt. —

As ick en söbentig Johr olt weer,
Do reep mi to s'ick uns' leeve Herr,
Un leet mi seggen: „Mein guter Bolt!
Bon Deinem Tagewerk Du ausruhen sollt;
Du tatst Deine Pflicht auf dieser Erden,
Drum sollst Du jezt Bürger des Himmelreichs werden.“

Hans Bolt erhält nun eine Anstellung als Torfschreiber bei Sankt Peter. Später wird er auf die Erde gesandt, um zu sehen, was die Oldenburger treiben, und es folgt nun eine ergögliche Schilderung des öffentlichen Lebens in dem damaligen Oldenburg.

Als Vertreter der ernstesten oldenburgischen Dialektdichtung ist zu nennen Theodor Kolbe (geb. zu Wiarden 1813, Dezember 13, Pastor in Langwarden, gestorben in Tossens 1895, Oktober 30), der zu Firmenichs „Germaniens Völkerstimmen“ verschiedene Beiträge beisteuerte, die noch heute gelegentlich für eigentliche Volkslieder gehalten werden. Besonders hervorzuheben ist „De Banter Karthof.“ Die ersten Strophen lauten:

De Ja' de rullt er' Bulgens,
Grannig is se na Land,
Wat will dat grüne Warfen
So dicht an Waterskant?

Dat is de Banter Markhof.
Verlaten liggt he her.
Den hett van Rüstlerland stalen
Vör Tiden dat wilde Meer.

Den Schluß möge ein Volksdichter jener Tage bilden: Jan Oltmanns aus Brake, dessen originelle Gelegenheitsgedichte noch heute an der Weser unvergessen sind. Besonders beliebt war seiner Zeit das Gedicht, mit dem „Jan Oltmanns mit den scheefen Foot“ (so nennt er sich gelegentlich selbst) Braker Zustände nach Einführung des Freihafens schildert.

Dicht bi Brake in dat Land,
Is so'n littjet Hus bekannt.
Dar möt' ji de Ware wiesen,
Na Gebühren to affsiesen.
Pund bi Pund und Ael bi Ael,
Nich to minn un nich to väl.

Fudderhen, dar steiht'n Pahl,
Mit'n blau un rot Gemahl,
Slangenwief' darumgewunnen.
Disse Pahl will mi verkommen:
Noch is't Lied, noch is't Lied.
Anners geht dien Kram dar quiet.

Gröngeleedet kummt denn an,
Vör off achter mi een Mann;
Föhst up miene dicken Taischen,
Rüdt up miene Brantwiensflaschen.
Ahne Schien, ahne Schien
Is mien ganze Vorrat sien. 2c.

Man sieht, es fehlte der oldenburgischen Mundart weder Kraft noch Neigung zu dichterischer Betätigung. So konnten ihr auch die Angriffe nicht schaden, die sie damals erdulden mußte. Zuerst trat Dr. Goldschmidt auf den Plan mit seiner Broschüre: „Über das Plattdeutsche, als ein großes Hemmnis jeder Bildung.“ (Oldenburg 1846). Er stieß in dasselbe Horn, wie der Hamburger Ludwig Wienbarg, der für die Ausrottung der plattdeutschen Sprache war, von der er u. a. sagte: „Sie hat nicht einmal ein Wort für Verfassung, und daher verurteilt sie den größten Teil der Volksmasse in Norddeutschland, dem sie jetzt noch tägliches Organ ist, zu einem Zustande der Unmündigkeit, Roheit und Ideenlosigkeit, der von dem Zustande der Gebildeteren auf die grellste und empörendste Weise absticht.“ Die Lektüre derartiger Behauptungen wirkt heute erheiternd, und wir können dem Verfasser auch nicht zürnen, wenn wir an den heißen Kampf denken, der damals um Einigkeit und Verfassung ausgefochten wurde, bei dem man sogar die alte Stammessprache preisgeben wollte, um das Ziel früher zu erreichen.

Nach dem Erscheinen dieses Vortrages, der zum Überschuß auch noch in einem „Bildungsverein“ gehalten war, erhob sich der heftigste Widerspruch. Ein Freund des Plattdeutschen ließ die hart angegriffene Sprache sich selbst verteidigen:

Nu schall derr de Donner un Düwel inslahn!
Da will s'ick so'n Keerl in de Stadt unnerstahn,
Ut'n Land mi to drivven un snack derr wat her,
As wenn ick vörd' Bildung en Hindernis weer.
Dat keem mi noch all min Tid Lävvens nich vör.
Ick bin hier en Landskind so mank hundert Jahr
Un hew mine goden Gerechtfame vörwahr.



Et liggt in de Lucht woll, wer jichtens man kann,
De kummt nu met Haken un Stafen heran,
Un los jägent Ole treckt he mit Macht;
So seh ick upstuns alle Dag ene Schlacht.

Nä, glowt man, dat Plattdütsch Zi nich verdriewt,
Un watt Zi ock snadet, un watt Zi of schriewt,
Ick sett mi tor Wehre mit alle mien Mann,
Mit Dierk un mit Gesche, mit Ahlke un Zann,
Un alle de annern, wie staht as 'n Wall,
Dat de hochdütsche Wind us nich umsmieten schall zc.

Ein Jahr später schrieb Dr. Goldschmidt sein Buch: „Der Oldenburger in Sprache und Sprichwort“ und erwies damit der Sprache, von der er sagt, „er hänge doch noch immer mit wahrer, inniger Liebe an der Sprache seines Landes“, einen vorzüglichen Dienst.

Zur selben Zeit wie Dr. Goldschmidt veröffentlichte auch Dr. August Lübben, der bekannte Herausgeber des „Mittelniederdeutschen Wörterbuches“ (geboren zu Hooftel am 21. Jan. 1818, gestorben zu Oldenburg am 15. März 1884), eine Flugchrift gegen das Plattdeutsche. Es erschien ihm als ein Gegenstand, „welcher der Liebe nicht wert ist und worüber der Geist der Geschichte sein Urteil gesprochen hat.“ Die niederdeutschen Dichtungen, so meint er, „sind darauf berechnet, wenn auch schon durch den Inhalt, doch zumeist durch die Form des Dialektes eine komische Wirkung bei dem Leser und Hörer hervorzubringen.“ Er schließt mit den Worten: „Kraft der Schriftsprache fühlen wir Deutschen lebendig das Band unserer Herkunft und Gemeinschaft, und solchen Vorteil kann kein Stamm glauben zu teuer erkauft zu haben oder um irgend einen Preis hergeben zu wollen.“ Es ist also wie bei Goldschmidt auch hier ein politischer Beweggrund, der den Verfasser zum Gegner des Plattdeutschen macht.

Die neuplattdeutsche Dichtung. Wir haben die bisher genannten oldenburgischen Dialektdichtungen verhältnismäßig eingehend betrachtet, weil wir nachweisen wollten, daß die heimische Mundart schon vor Klaus Groth und Fritz Reuter, wie übrigens andere Mundarten auch, in der Lyrik und Epik Hervorragendes geschaffen hat. Daß das Aufblühen der neueren oldenburgischen Dichtung auf den Einfluß Klaus Groths und Fritz Reuters zurückzuführen ist, braucht nicht erst gesagt zu werden; läßt sich doch dieser Einfluß in allen niederdeutschen Landesteilen nachweisen. Es trat nun eine Reihe von Dialektdichtern auf, die heimisches Leben, heimisches Fühlen und Denken in heimischer Sprache zum Ausdruck brachten. Lyrik und Epik wurden mit großer Liebe gepflegt; dazu kam noch die plattdeutsche Prosa.

Theodor Dirks (geb. 9. Mai 1816 in Golzwarden, Organist in Burhave, dann in Alpen, gest. in Oldenburg 1902, Aug. 15), gab von 1866—71 den „Plattdütschen Klenner“ heraus, der von Klaus Groth gerühmt wurde. Fast sämtliche Beiträge in Reim und Prosa hat er selbst verfaßt, und Dubbert Dubbe Dubbers, Klaus van der Ollen, Rassen Dufdal und wie sie alle



heißen, sind nur Namen, hinter denen sich Dirks verbirgt. Eine Auswahl seiner Erzählungen und Gedichte erschien unter dem Titel: „Mitteilungen aus dem plattbütschen Klenner“ (Feber 1901). Wilhelm Rahden (geb. 1818, Febr. 14, zu Osterburg, gest. zu Colmar bei Strückhausen 1876, Nov. 2), gab zwei Bände Gedichte ernsten und heiteren Inhalts heraus unter dem Titel: „Kruze Menthen“. Franz Poppe (geb. 1834, März 24, zu Neufünde bei Rastede als Sohn eines Lehrers, zuletzt Hauptlehrer der Haarentorschule in Oldenburg, lebt als Lehrer a. D. in Oldenburg) gab 1867 eine plattdeutsche Dichtung heraus unter dem Titel: „Wihnachtsboom und Häfelstruf“. Seine plattdeutschen Gedichte erschienen gesammelt unter dem Titel: „Marisch und Geest“ zuerst 1879. Später veranstaltete er eine Gesamtausgabe seiner plattdeutschen Schriften unter dem Titel: „Jan un Hinnerks gesammelte Werke“ (Oldenburg 1901) und gab noch eine Sammlung von Weihnachtserzählungen heraus (Oldenburg 1909). Wilhelm Geiler (geboren 21. August 1819 zu Westerstede, gestorben daselbst als Amtsauctionator am 5. März 1895) hat keine Sammlung seiner Gedichte herausgegeben, ist aber mit seinen besten Schöpfungen (De Boofweetenarnte, Wien Ammerland) in weite Kreise gedrungen.

In den letzten Jahren sind noch folgende Männer mit plattdeutschen Büchern an die Öffentlichkeit getreten:

Otto Thyen (geb. 15. August 1866 zu Neuenburg, lebt als Oberförster zu Runowo in Posen). Er veröffentlichte plattdeutsche Volkserzählungen. 1. Band: Ut Pommerland un Ammerland. Brunsbüörn. De Sternkieker. Bremen 1894. 2. Band: Sloß Steensfeld. Bremen 1890. 3. Band: Een Jahr Soldat. — Lüttje Geschichten ut miene Heimat. Leipzig 1908. Emil Pleitner (geb. zu Brake 1863, Sept. 3, lebt als Seminarlehrer zu Oldenburg). Er schrieb: „Botterblomen“ (Gedichte, Oldenburg 1905) und „Van use Slag“ (Geschichten, Feber 1906.) August Hinrichs (geb. zu Oldenburg 1879, April 18, lebt daselbst als Tischlermeister) veröffentlichte: „Tor Schummertied“ (Oldenburg 1906). Max Roth (geb. zu Oldenburg, 21. Juni 1858, war längere Zeit Arzt im Seeverlande und lebt jetzt als Medizinalrat und Direktor des Peter-Friedrich-Ludwig-Hospitals in Oldenburg). Er schrieb: „Niemels“ (Oldenburg 1906). Georg Theilmann (geb. zu Metjendorf 1886, März 17, lebt in Oldenburg.) gab heraus: „Hunnenblomen un Malljen“ (Oldenburg 1909). August von Regelein (geb. zu Oldenburg, war Guts- und Ziegeleibesitzer in Neuenburg und verbrachte die letzten Jahre seines Lebens in Gotha und Erfurt. Er starb, 81 Jahre alt, am 7. Juni 1910.) v. Regelein veröffentlichte im Jahre 1906 unter dem Pseudonym Lucius eine Gedichtsammlung: „Ut usen Kaiser sin Kinnerstuw“.

Eine Sammlung mundartlicher Dichtungen des Ammerlandes ist im Werden begriffen. Darin wird besonders vertreten sein: Johanne Brakenhoff (geb. 20. Septbr. 1852 zu Steinhausen als Tochter des Lehrers Br., verlebte die längste Zeit ihres Lebens in Westerstede, wo ihr Vater seit 1874 als Organist wirkte und später im Ruhestande lebte. Hier starb sie am 31. Okt. 1911).



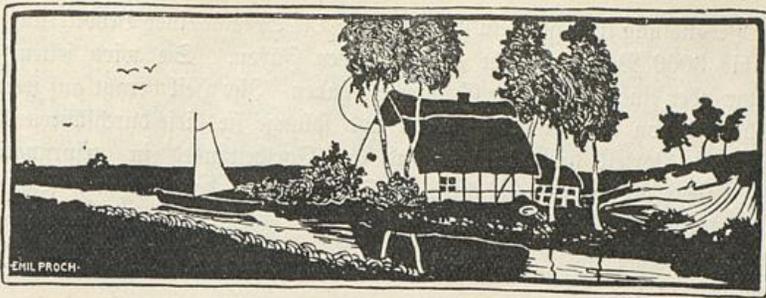
Groß ist die Zahl der plattdeutschen Dichtungen, die nur in oldenburgischen und anderen Zeitungen, Zeitschriften und Kalendern erschienen sind. So veröffentlichte der Deutschamerikaner Adolph Meinecke (geb. am 16. August 1830 zu Burchave als Sohn eines Arztes, wanderte nach Amerika aus, wurde 1855 Kaufmann in Milwaukee und starb, nachdem er sich bereits seit Jahren von den Geschäften zurückgezogen hatte, im Sommer 1905) in oldenburgischen und amerikanischen Zeitungen plattdeutsche Skizzen. Christian Mengers (geboren am 3. Juli 1842 zu Mens, erlernte das Geschäft eines Klempners, war später in der Eisenbahnwerkstätte zu Oldenburg beschäftigt und lebt jetzt im Ruhestande), schrieb plattdeutsche Gedichte, von denen mehrere sich in seiner Sammlung „Blumen vom Strande“ finden. Heinrich Reimers (geb. 27. Mai 1854, war Lehrer in Oldenburg, später Realschullehrer in Braunschweig und Rostock) trat mit plattdeutschen Gedichten und Erzählungen hervor. Georg Rufeler (geboren 11. Jan. 1866 zu Obenstrohe bei Varel, seit 1886 im Schuldienste der Stadt Oldenburg, Rektor daselbst) schrieb Gedichte und Skizzen in oldenburgischer Mundart. Damit ist die Reihe noch nicht erschöpft. So wäre noch Heinrich Brader aus Zwischenahn zu erwähnen, der 1897 als Kommerzienrat in Barghorst in Westfalen verstarb. In seinen „Gedichten“ finden sich auch einige plattdeutsche Lieder, zu denen er selbst die Melodien erfunden hat. Ferner Elise Fink aus Delmenhorst, von der wir plattdeutsche Lyrik besitzen. Aber hier Vollständigkeit zu erzielen, liegt nicht im Plan dieser Arbeit.

Wer Land und Leute im Spiegel der Dichtung kennen lernen will, der studiere die Erzeugnisse der oldenburgischen Dialektdichtung. Er unterstützt damit gleichzeitig die niederdeutsche Sprache in ihrem schweren Kampfe gegen das Hochdeutsche.

Literatur.

1. Pleitner, Hinrich Janßen, der Butjadinger Bauernpoet. Oldenburg 1898.
 2. Pleitner, Oldenburg im 19. Jahrhundert. 2 Bände. Oldenburg 1899—1900.
- Alle übrigen benutzten Werke sind im Texte selbst angeführt.





Die Sprache des Sagterlandes.

Von Pfarrer Heuer in Strücklingen.

Ausdehnung des Sprachgebiets. Die sagtersche Sprache wird gesprochen von den Bewohnern eines schmalen Landstriches westlich und östlich der Sagterems. Früher war die ganze Bevölkerung des Sagterlandes, die durch unwegsame Moorstreifen von der Umgegend abgeschlossen war und nur durch Schifffahrt mit der Außenwelt in Verbindung stand, etwa 3000 Seelen stark; durch die Kanalanlagen Elisabethsehn und Idasehn, sowie durch den Eisenbahnbau Dohlt—Kloppenburg aber ist die Seelenzahl auf über 5000 gestiegen und steigt noch immerfort. Jedoch hält die sagtersche Sprache damit nicht gleichen Schritt; im Gegenteil: sie verliert an Gebiet, sie geht nicht nur relativ, sondern auch absolut zurück. Woher diese Erscheinung? Im allgemeinen ist es Gebrauch, daß die Sagterländer im Verkehr mit Auswärtigen von ihrer Sprache nichts hören lassen, sondern deren Sprache reden, främd ballen, wie der sagtersche Ausdruck lautet. Diese an sich artige Rücksichtnahme auf den Fremdling geht leicht in Schwäche über und ist dem Fortbestande der sagterschen Sprache nicht günstig. Bei der Vermischung mit auswärtigen Kolonisten tritt das Sagtersche immer mehr aus dem Verkehr und zieht sich auf den häuslichen Herd zurück, um dort abzusterven. Aber auch in den drei Dörfern des eigentlichen Sagterlandes ist der Verkehr durch die Eisenbahn so rege geworden, daß dadurch das Sagtersche zurückgedrängt wird. Überhaupt scheinen die Sagterländer an dem Fortbestand ihrer Sprache vielfach kein Interesse mehr zu haben. Wenn man in ein Haus tritt und redet die Kinder in sagterscher Sprache an, so erhält man von den Eltern den Bescheid: „Wir reden mit Kindern nicht sagtersch“. Das ist an den Kanälen Regel, selbst wenn die Eltern aus dem Sagterlande stammen. Aber auch im eigentlichen Sagterlande erhält man die Antwort wohl, trotzdem Vater und Mutter des Sagterschen kundig sind. Das heißt doch nicht die sagtersche Sprache aussterben lassen, sondern sie töten. Zu